

Kolonialrassismus **UND WIDERSTAND**

**Globales (Geschichts-)Lernen in
Berlin, Dresden, Leipzig und Potsdam**

Eine Publikation in Kooperation mit der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD), Berlin Postkolonial, DRESDENpostkolonial, Leipzig postkolonial und Postcolonial Potsdam sowie der Schwarzen Diaspora Hochschulgruppe Uni Potsdam



INHALT

- 1 Vorwort**
- 2 Bilder & Sprache in dieser Broschüre**
- 4 Berlin 1682**
Die Friedrichsgracht – Brandenburg-Preußens Beteiligung am transatlantischen Versklavungshandel
- 6 Berlin 1706**
M*straße – Die Anfänge der Schwarzen Community in Berlin
- 8 Dresden 1724**
Der »M* mit Smaragdstufe« im Grünen Gewölbe – Sachsens Anteil an der Ausbeutung der Amerikas
- 10 Leipzig 1745**
Riquet und Co – Kolonialwarenhandel und Exotismus
- 12 Potsdam 1750**
Antoine Pesnes Gemälde »Babette Cochois« – Blackfacing in Preußen
- 13 EXKURS: Blackfacing**
- 14 Berlin 1824**
Das Ermelerhaus – die Einbindung der Stadt in das transatlantische System der Plantagensklaverei
- 16 Berlin 1884/85**
Das Palais des Reichskanzlers in der Wilhelmstraße 92 – Bismarcks Berliner Afrika-Konferenz
- 18 Leipzig 1897**
Die Deutsch-Ostafrikanische Ausstellung im Clara-Zetkin-Park – Werbung für das Kolonialprojekt
- 20 Dresden 1907**
Die Yenidze – Orientalismus als Marketing
- 22 Potsdam 2015**
Das Sinterklaas Fest im Holländischen Viertel – Zwarte Piet is Racism
- 24 Globales (Geschichts-)Lernen**
- 28 Initiativen**

VORWORT

Kolonialismus in Berlin, Potsdam, Dresden und Leipzig? Heute? Wie das? Und: Geschichte im Globalen Lernen? Ja, Kolonialismus. Ja, heute. Und ja: Globales (Geschichts-)Lernen. Diese Broschüre setzt vor der Haustüre an. Sie erzählt die Geschichten von Orten, Gebäuden, Gemälden und Traditionen, die Kolonialismus bis in die Gegenwart tragen, die koloniale Denken und Sehen im Heute fortschreiben.

Die Hinterlassenschaften des Kolonialismus aus Stein und auf Leinwand lesen zu können, ohne ihre kolonialrassistischen Botschaften unbewusst zu übernehmen, das braucht Lernprozesse. Einen Beitrag zu solchen Lernprozessen möchte diese Broschüre liefern, indem sie für ausgewählte Beispiele kritische Les- und Sehweisen anbietet und zum Stolpern über die eigenen Selbstverständlichkeiten, über das eigene selbstverständliche Nicht-Sehen des kolonialen Erbes in unseren Stadtbildern anregt.

Die vorliegende Broschüre versteht sich als Brücke zum Erkennen und Lesen kolonialer Erbschaften in Berlin, Brandenburg und Sachsen. Die Postkolonial-Gruppen aus Berlin, Dresden, Leipzig und Potsdam, die Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland sowie die Schwarze Diaspora Hochschulgruppe Uni Potsdam haben zusammen exemplarisch zehn Beispiele recherchiert und aufgearbeitet, wo Kolonialismus heute noch im öffentlichen Raum sichtbar ist und sichtbar wird. Neun Beispielen gemeinsam ist die rassistische Darstellung Schwarzer Menschen. Ein Beispiel beschäftigt sich mit Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Solche Darstellungen prägen bis heute das Denken und den Blick vieler Menschen in unserer Gesellschaft. Sie zeugen von kolonialer Ausbeutung, von den Anfängen einer ungerechten, gewaltvollen Globalisierung.

Anlass für die Broschüre waren die entwicklungspolitischen Bildungstage 2017 in Berlin (benbi), Brandenburg (BREBIT) und Sachsen (SEBIT). Gemeinsam hatten sich alle drei Bildungsprojekte auf das Schwerpunktthema (Post)Kolonialismus geeinigt. Als Fortbildungsmöglichkeit für die Bildungsreferent*innen hatte Carpus e. V. am 21. Februar 2017 gemeinsam mit den postkolonialen Initiativen aus Berlin, Dresden, Leipzig und Potsdam sowie der Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland (ISD) einen Fachtag organisiert. Die Vorträge des Fachtages wurden für die vorliegende Broschüre aufgearbeitet.

Globales Lernen kann nicht in der Gegenwart isoliert werden. Erst mit der Thematisierung kolonialer Kontinuitäten trägt es zu tieferem Verständnis für globale Zusammenhänge bei. Viele der globalen Ungerechtigkeiten heute haben ihren Ursprung im Kolonialismus: von Rohstoffkonflikten über Welt-handelsstrukturen bis hin zu Alltagsrassismus. Um dies erkennen und den Lernenden pädagogisch näher bringen zu können, brauchen Bildungsreferent*innen selbst ein postkoloniales Geschichtsbe-wusstsein. Die Broschüre möchte dazu beitragen, Globales (Geschichts-)Lernen zu erleichtern. Sie möchte Bildungsreferent*innen befähigen, das koloniale Erbe vor der eigenen Haustür lesen und das Lokale mit dem Globalen über die Zeiten hinweg verknüpfen zu können.

Wir freuen uns, wenn die Beiträge Ihren Blick schärfen und wünschen Ihnen viel kritische Inspiration beim Lesen.

BILDER & SPRACHE IN DIESER BROSCHÜRE

Erinnerungspolitik bewegt sich im Raum zwischen Wiederholung und Verschiebung: Die Perspektive auf bestimmte Ereignisse, auf gesellschaftliche Entwicklungen und Zusammenhänge bestimmt unsere Form des Erinnerns. Diese Perspektive vermittelt sich über Bilder und über Sprache. Gerade wenn es um die Erinnerung an gewaltvolle Ereignisse, an ungerechte und zerstörende Zeiten geht, stellt sich die Frage, wie wir Sprache und Bilder sensibel einsetzen, den gewaltvollen, unterdrückenden Akzent kritisch verschieben können, um Diskriminierung und Abwertung nicht zu wiederholen.

In dieser Broschüre verwenden wir deshalb eine Sprache, die über die historische Gewalt nachdenkt, die in Begriffe eingeschrieben ist. Einige Begriffsverwendungen mögen ungewohnt und holprig erscheinen. Sie mögen manche von uns stolpern lassen im Lesefluss. Genau das sollen sie tun. Sie sollen uns unterbrechen in den eingeübten Denkweisen der *weißen* Mehrheit, in ihren festgefahrenen Sprechweisen. Das Stolpern soll daran erinnern, dass wir nicht nur unser Handeln, sondern auch unsere Sprache und unser Denken dekolonisieren müssen.

Ähnliches gilt für unser Sehen. In dieser Broschüre sind alle Bilder abgedeckt, die koloniale Sehgewohnheiten reproduzieren. Die Folien kleben über jenen Bildern, die kolonisierte Schwarze Menschen wie selbstverständlich in (be-)dienenden Positionen und *weiße* Personen in beherrschenden Rollen darstellen. Diese Bilder sind zum Beispiel in der Produktwerbung bis heute wirkmächtig und transportieren eine kolonialrassistische Ideologie, die den permanenten Widerstand der Kolonisierten ausblendet. Als Betrachter*innen müssen Sie diese Folien entfernen, auch hier sollen Sie über die Barriere stolpern und im Stolpern Ihren erlernten Blick überdenken.

Einige der von uns verwendeten Begriffe wollen wir hier erläutern:

Benennungen/Namen

Benennungen sind politisch, insofern sie Zuordnungen vornehmen, die häufig mit Bewertungen verbunden sind. Selbstbezeichnungen von einzelnen Menschen und von Gruppen sind daher jeder Art von Fremdbezeichnung vorzuziehen, um implizit oder explizit abwertende Botschaften in der Bezeichnungspraxis zu vermeiden und die Definitionsmacht bei jenen zu lassen, die betroffen sind. Besonders respektlos ist die bewusste Zurückweisung von Selbstbezeichnungen.

Zu vermeidende Begriffe

Es gibt in unserem Sprachschatz – ob in Kinder- und Geschichtsbüchern überliefert oder im Alltagsgebrauch – Begriffe, die historisch und in der Gegenwart für Gewalt, Unterdrückung, Erniedrigung und Ungleichheit stehen: Dazu gehören auch Wörter wie das N*-Wort und das M*-Wort oder der herabsetzende und irreführende Begriff »Indianer«, der besser mit eigenen Gruppenbezeichnungen wie Native Americans, First Americans oder Indigenous People ersetzt werden sollte.

Versklavung / Versklavungshandel

Die Benutzung der Silbe »ver« soll die gewaltvolle, aktive Dimension dieser Praxis betonen und herausstreichen, dass kein Mensch als Sklave geboren wird, sondern nur durch Versklavung zu einem solchen gemacht werden kann. Insbesondere die Europäer*innen haben während der Kolonialzeit über Jahrhunderte hinweg Menschen vom afrikanischen Kontinent verschleppt und in den Amerikas systematisch als Arbeitskräfte ausgebeutet. Millionen von Menschen wurden ihrer Freiheit beraubt und kamen dabei ums Leben.

Schwarz und *weiß*

Schwarz und *weiß* sind nicht als biologische Eigenschaften zu verstehen, sondern bezeichnen politische und soziale Konstruktionen. Schwarz und *weiß* sind also keine Hautfarben von Menschen, sondern beschreiben ihre Position als diskriminierte und privilegierte Menschen in einer durch Rassismus geprägten Gesellschaft. Schwarz ist die emanzipatorische Selbstbezeichnung von Schwarzen Menschen. Um den Widerstandscharakter dieses Wortes zu betonen, wird das »S« groß geschrieben. Im Gegensatz zu Schwarz ist *weiß* keine Selbstbezeichnung (das heißt, *weiße* Menschen haben nicht von sich aus begonnen, sich aufgrund ihrer privilegierten Position als *Weiße* zu bezeichnen), sondern beschreibt eine dominante Position, die meist nicht benannt wird. *Weißsein* bedeutet, erhebliche Privilegien zu besitzen, u. a. das, sich nicht mit Rassismus auseinandersetzen zu müssen. In Deutschland gelten *weiße* Menschen als »normal« und meist unhinterfragt als »deutsch«, können sich deshalb beispielsweise frei bewegen, ohne sich ständig ausweisen zu müssen und haben leichtere Zugänge zum Arbeits- und Wohnungsmarkt. Damit soll nicht bestritten werden, dass es daneben auch andere Diskriminierungsformen bzgl. der Klassenzugehörigkeit oder des sozialen Geschlechts gibt, die diese Zugänge auch *weißen* Menschen verschließen können. Um den Konstruktionscharakter der Kategorie zu verdeutlichen, wird *weiß* hier kursiv geschrieben.

Literatur

BREBIT: Glossar für die Suche nach einem alternativen Verständnis zentraler Begriffe des Globalen Lernens. 2017, online: <https://www.brebit.org/content/media/1108.pdf>

Arndt, Susan / Ouatey-Alazard, Nadja (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster 2011.

quix. kollektiv für kritische bildungsarbeit (Hg.): Willst Du mit mir gehen? Gender_Sexualitäten_Begehren in der machtkritischen und entwicklungspolitischen Bildungsarbeit. Wien 2016.

BERLIN 1682

Die Friedrichsgracht – Brandenburg-Preußens
Beteiligung am transatlantischen Versklavungshandel



Kolonialrassismus UND WIDERSTAND



Die Kolonisation des Großen Kurfürsten an der Westküste von Afrika.
Die Kurbrandenburgische Flotte vor Groß-Friedrichsburg



»Seefahrt und Handlung«, wird Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620 – 1688) häufig zitiert, »sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, und der gewisseste Reichthum und das Aufnehmen eines Landes kommen aus dem Commercium her.« Entsprechend dieser merkantilistischen Überzeugungen betrieb Brandenburgs Herrscher nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht nur den Wiederaufbau des verwüsteten Kurfürstentums, sondern auch den Umbau seiner Residenz Berlin/Cölln. Im Zuge dessen wurde auch der westliche Spreearm im Stadtzentrum, dessen Uferstraße bis heute Friedrichs Namen trägt, kanalisiert. Die Bezeichnung »Friedrichsgracht« greift dabei nicht zufällig auf den holländischen Begriff für Kanal zurück: Der in den Niederlanden aufgewachsene Kurfürst eiferte in vielerlei Hinsicht der damaligen Weltmacht nach.

Vor diesem Hintergrund ist auch sein Bemühen zu verstehen, Brandenburg zur Seemacht zu entwickeln. Mit Unterstützung des niederländischen Großreeders Benjamin Raule schaffte sich der Kurfürst eine eigene kleine Hochseeflotte an. Nach holländischem Vorbild ließ er 1682 die »Brandenburgisch Africanische Compagnie« (BAC) gründen. Im Jahr darauf wurde von seinem Offizier Otto Friedrich von der Gröben die ebenfalls nach ihm benannte Kolonialfestung »Groß-Friedrichsburg« (heute Princes Town/Pokeso) an der Küste Westafrikas am Golf von Guinea im heutigen Ghana angelegt.

Ein Hauptzweck der BAC – einer der ersten deutschen Aktiengesellschaften – war von Beginn an der Versklavungshandel. Dafür pachtete der Kurfürst 1685 sogar einen eigenen Sklavenmarkt im Hafen

von St. Thomas, einer von Dänemark kolonisierten Insel in der Karibik. Bis 1714 wurden von Brandenburg fast 20.000 Kinder, Frauen und Männer an der westafrikanischen Küste gegen europäische Waren eingetauscht und über den Atlantik in die amerikanische Sklaverei verschleppt. Die meisten von ihnen wurden dort auf Plantagen zur Arbeit für die *weißen* Kolonialherren und für den europäischen Markt gezwungen. Obwohl es auch auf brandenburgischen Schiffen immer wieder zu Revolten der Versklavten kam, übertraf Brandenburg mit fast 5.000 verschleppten Menschen im Jahre 1693 sogar kurzzeitig die englische und die holländische Konkurrenz.

Heute verdrängen die Länder Berlin und Brandenburg ihre Beteiligung an diesem Verbrechen gegen die Menschlichkeit: Dieser Teil ihrer eigenen Geschichte wird in den Schulbüchern, in denen stattdessen vom portugiesischen, englischen und französischen Versklavungshandel die Rede ist, nicht erwähnt. Nur an zwei Orten im öffentlichen Raum Berlins wird bislang an Brandenburgs historische Verantwortung erinnert. Erstens wird die Geschichte auf einer Informationstafel im sogenannten Afrikanischen Viertel in Mitte erzählt. Zweitens ist 2009 das nach dem Erbauer der brandenburgischen Festung im heutigen Ghana benannte Gröbenufer im Stadtteil Kreuzberg umbenannt worden. Versehen mit einer Informationstafel ehrt es seitdem die Schwarze deutsche Aktivistin und Dichterin May Ayim (1960 – 96). Beide Erinnerungsorte wurden von Berlins Schwarzer Community initiiert.



Umbenennung des 1895 nach Otto Friedrich von der Gröben benannten Berlin-Kreuzberger Gröbenufers in May-Ayim-Ufer zum Abschluss der NGO-Kampagnen »125 Jahre Berliner Afrika-Konferenz: Erinnern, Aufarbeiten, Wiedergutmachen« im Februar 2010.

* NS-Propaganda-Collage zur Glorifizierung der brandenburgisch-preußischen Kolonialherrschaft über »Großfriedrichsburg« (Princes Town) im heutigen Ghana mit Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Otto Friedrich von der Gröben.

Literatur

Oettinger, Paul (Hg.): Unter kurbrandenburgischer Flagge. Deutsche Kolonial-Erfahrungen vor 200 Jahren. Nach dem Tagebuch des Chirurgen Johann Peter Oettinger, 1886, online: http://www.berlin-postkolonial.de/cms/index.php?option=com_content&view=article&id=57%3Adokumentezum-brandenburgersklavenhandel&catid=2%3Adokumente&Itemid=8

The Trans-Atlantic Slave Trade Database, online: <http://www.slavevoyages.org>

Stamm, Malte: Das Koloniale Experiment. Der Sklavenhandel Brandenburg-Preußens im transatlantischen Raum 1680 – 1718, 2011, online: <https://d-nb.info/1036727564/34>

Weindl, Andrea: Die Kurbrandenburger im atlantischen System, 1650 – 1720, 2001, online: <http://lateinamerika.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/sites/aspla/bilder/arbeitspapiere/weindl.pdf>

BERLIN 1706

M*straße – Die Anfänge der Schwarzen Community in Berlin



**Kolonialrassismus
UND WIDERSTAND**



Jährlich am 23. August zum Internationalen Tag in Erinnerung an den Versklavungshandel und seine Abschaffung findet das »Umbenennungsfest« der Schwarzen Community Berlins für die M*straße¹ statt. Ihre Verbände und Vereine fordern seit 2004 die Tilgung des Namens mit der diskriminierenden Fremdbezeichnung, der durch die Ehrung einer Persönlichkeit afrikanischer Herkunft ersetzt werden soll. Zumeist wird dafür Anton Wilhelm Amo vorgeschlagen, der als Kind aus dem heutigen Ghana über Holland an den Hof von Wolfenbüttel entführt und 1708 getauft wurde. Amo arbeitete sich danach in Halle zum ersten Akademiker afrikanischer Herkunft an einer preußischen Universität hoch. Er sprach sich dort für die Rechte Schwarzer Menschen in Europa aus.

Die laut Nikolai um 1706 benannte Straße ist aufs Engste mit der Entstehung der Schwarzen Diaspora in Berlin verbunden. In den naheliegenden Palais der Halbbrüder des Kurfürsten und späteren Königs sowie im Stadtschloss waren – neben Kriegsgefangenen aus dem Osmanischen Reich – mehrere Menschen afrikanischer Herkunft als Hof- und Kammerdiener*innen angestellt. Sie waren im Zusammenhang mit der brandenburgisch-preußischen Beteiligung am transatlantischen Versklavungshandel nach Berlin gekommen. Oft als Minderjährige verschleppt, waren sie in hohem Maße abhängig von ihren Dienstherrn, auch wenn sie später entlohnt wurden und einige Bessergestellte unter ihnen heiraten und eigene Familien gründen konnten. Ihre Funktion war vor allem repräsentativ: Preußens Hochadel wollte sich mit seinem Schwarzen Dienstpersonal als weltläufig und kolonialherrschaftlich inszenieren.

Zwei Jahrhunderte später bediente sich auch das Berliner Bürgertum dieser Form der kolonialrassistischen Inszenierung von Menschen. So waren im »Deutschen Kolonialhaus« von Bruno Antelmann in der Jerusalemer Straße 28 ab 1896 ständig Schwarze Kinder und Jugendliche als Geschäftsgelief*innen im Dienst. Auch sie sollten der Kundschaft ein kolonialherrschaftliches Gefühl vermitteln. Zumeist waren die Minderjährigen von ihren Eltern in Afrika und Ozeanien nach Deutschland zur

Ausbildung geschickt worden, wo sie nun jedoch vor allem für Werbezwecke missbraucht wurden. In Antelmanns Deutschem Kolonialhaus – mit seinen zahlreichen Filialen das größte Unternehmen dieser Art im Kaiserreich – hatten sie die Kundschaft mit Kolonialprodukten aus den deutschen Kolonien zu bedienen. Verkauft wurden »Deutsches Erdnuss-Tafelöl«, »Usambara-Kaffee«, »Kamerun-Kakao«, Tabak aus Neu-Guinea und China, aber auch Tierfelle, Kunstgewerbe und Ethnografika.

Wahrscheinlich ist der diskriminierende Straßename auch direkt verbunden mit der Werbeikone des Sarotti-M*. Der Schokoladenvertrieb »Felix & Sarotti« hatte sein Ladengeschäft in den 1870er Jahren für einige Zeit in der Berliner M*straße, was die Firma laut eigenen Angaben zu ihrem allseits bekannten Markenzeichen inspiriert haben könnte. In jedem Fall meldete die Firma 1918 ihre Rechte auf das Logo »Drei M* mit Silbertablett« an. Die daraus hervorgehende, überaus erfolgreiche Werbefigur des Sarotti-M* bediente vor allem die nach dem Ersten Weltkrieg einsetzende »Kolonialnostalgie« der *weißen* Deutschen, die sich das verlorene »Weltreich« zurückwünschten. Angesichts zunehmender Proteste aus der Schwarzen Community gestaltete der Inhaber Stollwerk das rassistische Markenzeichen 2004 zum »Magier der Sinne« um, dessen Hautfarbe nun nicht mehr eindeutig erkennbar ist. Offensichtlich bedauernd schreibt die Firma auf ihrer Website: »Der M* – obwohl bewährt und beliebt – ist nicht mehr zeitgemäß.«



Auf dem 10. Gedenkmarsch für die afrikanischen Opfer von Kolonialismus, Rassismus und Sklaverei fordern Aktivist*innen und Bundestagsabgeordnete die Umbenennung der M*straße zu Ehren einer Persönlichkeit afrikanischer Herkunft.

* Paul Carl Leygeb's Gemälde »Tabakskollegium Friedrichs I. in Preußen« (um 1710) weist auf (erzwungene) Schwarze und osmanische Präsenzen in Berlin hin. Es zeigt drei unbekannte junge Männer afrikanischer Herkunft und einen vermutlich osmanischen Diener mit Turban im Berliner Stadtschloss.

Fußnote

1. Da das M*-Wort durch die damit verbundene Abwertung sehr gewaltvoll ist, verwenden wir nur den Anfangsbuchstaben.

Literatur

Berliner Entwicklungspolitischer Ratschlag (Hg.): Dossier: Stadt neu lesen – Koloniale und rassistische Straßennamen in Berlin 2016.

Kopp, Christian: White Myths – Black History: Der Fall der Berliner Mohrenstraße, 2015, online: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/12338>

Kuhlmann-Smirnoff, Anne: Schwarze Europäer im Alten Reich: Handel, Migration, Hof. Göttingen 2013.

Nicolai, Friedrich: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten: Nebst Anzeige der jetztlebenden Gelehrten, Künstler und Musiker, und einer historischen Nachricht von allen Künstlern, welche vom dreyzehnten Jahrhunderte an, bis jetzt, in Berlin gelebt haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind. Berlin 1786.

Reed-Anderson, Paulette: Eine Geschichte von mehr als 100 Jahren – Die Anfänge der Afrikanischen Diaspora in Berlin. Berlin 1995.

Reed-Anderson, Paulette: Menschen, Orte, Themen. Zur Geschichte und Kultur der Afrikanischen Diaspora in Berlin. Berlin 2013.

Webseite SAROTTI, online: <http://www.sarotti.de/marke/mohr/>

Theilig, Stephan: Türken, Mohren und Tataren. Muslimische (Lebens-)Welten in Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert. Berlin 2013.

DRESDEN 1724

Der »M* mit Smaragdstufe« im Grünen Gewölbe –
Sachsens Anteil an der Ausbeutung der Amerikas

Kolonialrassismus UND WIDERSTAND



Beispiele für die stereotype Darstellung von Schwarzen Menschen, auf die auch beim Blackfacing (siehe Seite 13) zurückgegriffen wird, finden sich in vielen historischen und aktuellen Kontexten. Für den Bereich der Museumsobjekte soll hier exemplarisch auf den sogenannten M* mit Smaragdstufe¹ eingegangen werden. Anhand des durch die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden ausgestellten Objektes lässt sich die Darstellung des Dienenden, die Inszenierung von Herrschaft und die Frage der Herkunft von Rohstoffen betrachten.

Der sogenannte M* mit Smaragdstufe befindet sich im Grünen Gewölbe der Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden. Die Statuette wurde 1724 im Auftrag von August dem Starken vom Hofbildhauer Balthasar Permoser entworfen, ist aus dunkelbraun lackiertem Birnenholz und ca. 64 cm hoch. Sie veranschaulicht die Darstellung von Schwarzen Menschen aus einer Machtperspektive: nämlich in dienender Position. Dies spiegelt einerseits reale Verhältnisse wider, denn auch in Dresden gab es versklavte Menschen, die als Hofdiener*innen arbeiteten und z. B. auch im berühmten Dresdner Porzellanwandbild »Fürstenzug« abgebildet sind. Andererseits macht es die Hierarchie deutlich, die mit dem Kolonialismus einhergeht und sich in der Differenz zwischen »dem Eigenen« und »dem Anderen« manifestiert. Bei dieser konstruierten Trennung steht ein als homogen konstruiertes Europa an der Spitze und wird als zivilisiert und modern inszeniert. Dafür müssen »die Anderen« als rückschrittlich, naturverbunden und wild gezeigt werden, was sich in den Tätowierungen, dem dargestellten Schmuck sowie der Nacktheit der Figur ausdrückt.

Neben der Bildsprache macht die Statuette auch die wirtschaftliche Ausbeutung sichtbar, die eine zentrale Komponente des Kolonialismus war und ist. Die Edelsteine stammen aus einer Smaragdmine in Kolumbien und kamen 1581 als Smaragdstufe, als Geschenk von Kaiser Rudolf II an Kurfürst August, an den sächsischen Hof. Edelsteine waren im Zuge der Kolonisierung des amerikanischen Kontinents in steigender Zahl in Europa verfügbar. Die in Dresden ausgestellten Edelsteine stammen aus der Mine bei Muzo, welche heute eine der bekanntesten Edelsteinminen ist. Hier sammelte bereits die indigene Bevölkerung Edelsteine.

Im 16. Jahrhundert wurden die Minen von spanischen Kolonisatoren kriegerisch übernommen, und die versklavte indigene Bevölkerung wurde zum Abbau gezwungen.

Ein Großteil der Gewinne aus der spanischen Kolonialherrschaft durch die Ausbeutung der Minen in Mittel- und Südamerika floss in die Schuldendeckung bei den verschiedenen Fürstentümern und Königreichen des deutschen Reiches. Dies zeigt die ökonomische und auch politische Verwobenheit des Kolonialismus und macht deutlich, dass es wichtig ist, ihn als gesamteuropäisches Projekt zu begreifen.

Genau diese Handelsbeziehungen machen auch den Zusammenhang von Kolonialismus und der Entstehung des Kapitalismus deutlich, der ohne den sogenannten transatlantischen Dreieckshandel nicht möglich gewesen wäre. Dieser begann, da die zunächst versklavten und ausgebeuteten Menschen in den Amerikas² durch eingeschleppte Krankheiten, schlechte Arbeitsbedingungen und Genozide ums Leben kamen. Anstatt die tödlichen Ausbeutungsverhältnisse zu beenden, wurden afrikanische Menschen versklavt und in die Amerikas verschleppt, um ihre Arbeitskraft zur Gewinnung der zahlreichen Rohstoffe, wie etwa Edelsteine, Zuckerrohr, Tee, Kaffee und Kakao auszunutzen. Die so gewonnenen Rohstoffe wurden dann nach Europa gebracht und ermöglichten dort wachsenden Reichtum sowie die Auslagerung einiger Ausbeutungsverhältnisse.

★ Der berühmte »M* mit Smaragdstufe« im Grünen Gewölbe von Dresden. Die Figur spiegelt die Kolonialideologie wider, nach der die Kolonisierten den Europäern bereitwillig ihre Arbeitskraft und ihre märchenhaften Schätze zur Verfügung stellen würden.

Fußnoten

1. Da das M*-Wort durch die damit verbundene Abwertung sehr gewaltvoll ist, verwenden wir nur den Anfangsbuchstaben. Das Museum nutzt als Titel das komplette Wort. Mehr zur Gewalt des Wortes und warum Straßen mit diesem Namen umbenannt werden sollten, findet sich z. B. hier: <http://www.glokal.org/umbenennung-der-mohrenstrasse-mehr-respekt-vor-der-geschichte-von-menschen-afrikanischer-herkunft-in-berlin/>
2. »Die Amerikas« weist auf die Fremdbezeichnung durch europäische Kolonisor*innen hin. Verweis auf: Nduka, Agwu/Hornscheidt, Antje Lann (Hg.): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen, Frankfurt/Main 2010.

Literatur

Syndram, Dirk / Arnold, Ulli / Kappel, Jutta (Hg.): Das Grüne Gewölbe zu Dresden. Führer durch seine Geschichte und Sammlungen, Leipzig 1994, S. 174.

Galeano, Eduardo: Die offenen Adern Lateinamerikas, Wuppertal (1971) 2002.

Arte-Dokumentation: Der Kapitalismus, 2014.

LEIPZIG 1745

Riquet und Co – Kolonialwarenhandel und Exotismus

Kolonialrassismus UND WIDERSTAND



Mitten in Leipzig, im Schuhmachergässchen 1, liegt ein Café, dessen historische Bezüge zum Kolonialwarenhandel recht offensichtlich sind. Die auffällige, exotisierende Fassade mit den chinesisch anmutenden Dächern und Elefantenköpfen des Riquet Cafés fällt ins Auge. Doch welche kolonialen Bezüge lassen sich in Firmengeschichte und Werbemotiven finden?

Bereits 1745 gründete der hugenottische Flüchtling Jean George Riquet aus Frankreich die Handelsfirma »Riquet und Co« in Leipzig. Riquet war Teil der für den Leipziger Handel wichtigen hugenottischen Gemeinschaft. Gegründet wurde die Firma als »Colonial-Grosso-Geschäft«, welches Tee, Kaffee und Gewürze aus Übersee importierte. Der erfolgreiche Einstieg in das Geschäft wurde durch enge Kontakte des Gründers zum ebenfalls hugenottischen Hamburger Großkaufmann, Bankier und dänischen Konsul Pierre His (Firma »Peter His & Söhne«) ermöglicht. His' Handelsfirma importierte im großen Stil Zucker und andere Kolonialwaren. Ochs, der Schwiegersohn und Nachfolger von Pierre His, pflegte wiederum enge private und geschäftliche Kontakte zum Reeder, Plantagenbesitzer und Versklavungshändler Heinrich Carl von Schimmelmann.¹

Riquet und Co spezialisierte sich zunächst auf Tee und später dann auf Kakao und Schokolade, die unter eigenen Handelsmarken vertrieben wurden. Ab 1895 produzierte und verpackte Riquet in einer Fabrik in Leipzig-Gautzsch auch selbst. Als Aushängeschild und Verkaufsort ließ sich Riquet 1908/09 das markante Haus im Leipziger Zentrum bauen. Der Architekt Paul Lange nahm sich dafür die chine-

sische Baukunst zum Vorbild. Die Elefantenköpfe, geschwungenen Dächer und aufwändigen Jugendstilmosaiken unterstrichen dabei die weiten Handelsnetzwerke und Verbindungen nach Ostasien.

Exotisierende Darstellungen fanden sich auch in der Werbung für Riquet-Produkte wieder. Der Elefant fungierte als Markensymbol und stand für Stärke und Exotik. Ebenso wie bei der Berliner Firma Sarotti fanden sich in der Riquet-Werbung immer wieder Darstellungen Schwarzer Dienerfiguren. Afrikanische oder asiatische Diener*innen sind dabei häufig in unterwürfiger und dienender Pose zu sehen. Die gewaltvolle Ausbeutung sowie der Widerstand gegen die Verhältnisse auf den Plantagen blieben hierbei ausgeblendet.

Die Rolle Schwarzer Menschen als Anbieter*innen kolonialer Waren wurde so naturalisiert und als normal dargestellt. Dabei waren sowohl die Kolonialwaren (Tee, Kakao, Pralinen) als auch die Herkunft der Dienerfiguren (afrikanisch oder asiatisch) austauschbar – solange sie nicht europäisch waren. Diese Darstellungen finden sich bis heute ungebrochen auf der Homepage des Café Riquet. So werben die Betreiber*innen des Cafés mit einer Porzellanfigur aus den 1920er Jahren, die ein chinesisches Kind in Dienerpose darstellt.²

Die nostalgische Werbung mit der Tradition des Kaffeehauses appelliert dabei an eine vergangene, vermeintlich heile Welt. Doch koloniale Nostalgie ist immer die Sehnsucht nach einer Welt, in der rassistische Ausbeutung noch unhinterfragt die gesamte Gesellschaft strukturierte. Auch wenn die Firma Riquet und Co anscheinend nicht direkt in das deutsche Kolonialprojekt involviert war, so hat sie doch vom europäischen Kolonialismus profitiert und koloniale Bilderwelten reproduziert.

★ Die Kolonialwarenhändlerfamilie Riquet setzte nicht nur beim Bau ihres Kaffeehaus 1908/09 auf kolonialrassistische Motive, sondern auch bei der Verpackung und bis heute betriebenen Werbung für ihre Produkte.

Fußnoten

1. Weber, Klaus: Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel, 1680 – 1830: Unternehmen und Familien in Hamburg, Cádiz und Bordeaux. München 2004, S. 247 – 48. Zum Schimmelmann-Denkmal in Hamburg-Wandsbek und die Proteste dagegen siehe <http://www.wandsbektransformance.de/pmschim.html>.
2. Siehe http://www.riquethaus.de/rahmen_bild5.htm. Die Figur wird als »Original Chinaboy« bezeichnet und gleicht in Pose und Kleidung einem anderen Werbemotiv von Ludwig Hohlwein mit einem Schwarzen Kind.

Literatur

Beitrag zum Café Riquet auf www.leipzig-postkolonial.de

Steinberg, Swen: Süßer Exotismus in Leipzig? Schokolade kolonial und postkolonial – zwischen Kaiserreich und DDR. In: Roscher, Tobias / Reinhold, Karolin / Kausch, Stefan (Hg.): Sambaabend, Asyldebatte und Interkulturalität in Leipzig. Leipzig 2013, S. 32 – 42.

150 Jahre des Bestehens der Firma Riquet & Co gegründet am 15. November 1745. Leipzig 1895, S. 13, S. 19.

Bauermeister, Silke: Die Firma »Riquet & Co« im Spiegel ihrer Anzeigen bis 1910, in Leipziger Kalender, hg. von Stadtarchiv Leipzig. Leipzig 2002, S. 184.

POTSDAM 1750

Antoine Pesnes Gemälde »Babette Cochois« – Blackfacing in Preußen



Kolonialrassismus UND WIDERSTAND



In Potsdam hängen in der Gemäldegalerie, im Schloss Sanssouci und im Neuen Palais viele Gemälde aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die häufig (wenn auch oft im Hintergrund) Schwarze Menschen zeigen. So wie es zu der Zeit als chic galt, Schwarze Menschen am Hofe als Diener*innen zu haben, werden sie auch oft in dienender Funktion in den Gemälden dargestellt. Der französische Maler Antoine Pesne war im frühen 18. Jahrhundert Hofmaler in Preußen. Von ihm stammt auch das 1750 entstandene Gemälde »Babette Cochois«.

Darauf ist im Vordergrund die Schauspielerin und Tänzerin Babette Cochois zu sehen. Am Bildrand im Hintergrund steht ein Mann, der auf den ersten Blick wie eine Schwarze Person aussieht. Nach genauerem Hinschauen erkennt man eine Figur im Harlekin-Kostüm, die Babette Cochois mit lüsterndem, finsternem Blick fixiert. Auffällig ist, dass sein Gesicht schwarz ist, während Hals und Hände weiß sind. Er trägt die klassische Verkleidung eines italienischen *Arlecchino* der *Commedia dell'arte*. In diesem Gemälde kommt die Kontrastdarstellung weiß – schwarz, gut – böse sehr gut zur Geltung.

Der Harlekin war ein sprunghafter Charakter, der auf der Bühne, genau wie der Zwarte Piet und der Knecht Ruprecht, verschiedene Rollen (gut, böse, Engel, Teufel, etc.) einnahm und sich beliebig zwischen diesen hin und her bewegte. Er stellt in der *commedia* eine Dienerfigur dar, die als Spaßmacher fungierte, Lügner entlarvte, Schicksale lenkte und Publikumsliebbling war. Er konnte sagen, was andere nicht durften und verkörperte somit die universelle Figur des Gauklers.

Die Lieblingsthemen des Harlekins waren Essen, Erotik, vulgäres Verhalten und Tod, womit er Primitivität und Obszönität, aber auch List verkörperte. Seine Körpersprache war geprägt von übertriebenen und unnatürlichen Gesten. Die schwarze Maske repräsentierte das ihm innewohnende Dämonische. Überlieferungen zufolge hatte der Harlekin seine Anfänge auf der Bühne des späten 12. Jahrhunderts. Das moderne Harlekin-Theater entstand im 16. Jahrhundert in Frankreich und Italien.

Diese Dienerfigur mit ihrer schwarzen Maske weist Parallelen zum Blackfacing auf. Vor allem die negativ konnotierten Aspekte des Harlekins werden im Blackfacing aufgegriffen. Kontrastdarstellungen von schwarz – weiß, gut – böse haben in der Kunst und im Theater eine lange Tradition und werden bis heute in neue Formen übernommen und weiterentwickelt. Interessanterweise tragen aber die Charaktere im Blackfacing nicht die subversiven Eigenschaften des Harlekin, wie z. B. dass er Schicksale lenkt und Lügner entlarvt. Die Nachahmung Schwarzer Personen in der Blackfacing-Tradition diente also im Kontrast zu weiteren schwarzen Figuren auf Theaterbühnen dazu, Schwarze Menschen als geistig minder bemittelt darzustellen, sie zu entmenschlichen und letztendlich ihre Versklavung zu rechtfertigen.

Blackfacing

Blackfacing ist eine Art Verkleidung bzw. Kostümierung, bei der sich nicht-Schwarze Menschen als Schwarze Menschen darstellen. Dabei geht es vor allem um eine rassistische Überstereotypisierung. Stereotype sind soziale Konstrukte, die auf von einer politischen Mehrheit erschaffenen Identitätsbildern basieren. Der zeitliche Ursprung der rassistischen Tradition kann nicht genau nachgewiesen werden. Der US-amerikanische Journalist John Strausbaugh ordnet ihren Ursprung etwa in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein, als westafrikanische Gefangene in Portugal zur Unterhaltung eines *weißen* Publikums zur Schau gestellt wurden. Andere Quellen verorten sie im 16. Jahrhundert auf den Bühnen Englands, von wo aus sie sich im Rest Europas und bis Nordamerika ausbreiteten.

Bekannt wurde Blackfacing vor allem durch die Minstrel Shows im gesamten 19. Jahrhundert in den USA. Dabei handelte es sich um eine Aufführung, die aus einer Mischung aus Gesang, Tanz und Komödientheater bestand. Existierende Stereotype über Schwarze Menschen wurden hier reproduziert und verfestigten sich so in den Köpfen der breiten Masse. Die Minstrel Shows stellten für das *weiße* Publikum oft den einzigen »Einblick« in »Schwarze Kultur« dar. Später hielten die Stereotype auch Einzug in Film, Werbung und Popkultur und wurden stets wieder aufgegriffen. Blackfacing in Minstrel Shows diente auch als Ausschlussmechanismus, denn damit wurden Schwarze Schauspieler*innen auf amerikanischen und später auch europäischen Theaterbühnen »ersetzt« und damit überflüssig.

Blackfacing ist aufgrund seiner Geschichte und seiner tiefgreifenden Auswirkungen bis heute sehr verletzend und beleidigend. Trotzdem wird es aber auch in Deutschland immer noch praktiziert. 2013 gab es in der Sendung »Wetten, dass..?« eine Saalwette, bei der Menschen sich mit Schuhcreme oder Kohle das Gesicht schwärzen sollten, um sich als Jim Knopf und Lukas, der Lokomotivführer zu verkleiden. 2016 verkleidete sich Guido Cantz bei »Verstehen Sie Spaß?« als »Südafrikaner« mit übertriebenen Gesichtszügen und sprach mit sehr unangemessenem Akzent, was für viele englisch-sprechende Afrikaner*innen entwürdigend war.

★ Antoine Pesnes Gemälde »Babette Coichois« (1750) ist ein früher Beleg für die bis heute geübte kolonialrassistische Praxis des Blackfacing im Königreich Preußen.

BERLIN 1824

Das Ermelerhaus – die Einbindung der Stadt in das transatlantische System der Plantagensklaverei



Kolonialrassismus
UND WIDERSTAND



»Mein Anfang war 100 Thaler, jetzt 56 Jahre alt, habe ich schon über 200.000 Thaler nach und nach und ohne Speculation redlich verdient«, heißt es im Tagebuch des einst stadtbekanntesten Berliner Tabakhändlers und -fabrikanten Wilhelm Ferdinand Ermeler.¹ 1824 hatte dieser von seinem einstigen Konkurrenten Johann Friedrich Neumann eines der prächtigsten Bürgerhäuser der preußischen Residenzstadt samt der dahinterliegenden großen Tabakfabrik erworben. Ursprünglich standen beide in der exklusiven Breiten Straße, in unmittelbarer Nähe zum Königsschloss. Heute ist das als Luxus-hotel genutzte Ermelerhaus mit seinen prunkvollen Rokocosälen am Märkischen Ufer zu finden, wohin es in den 1960er Jahren versetzt worden ist.

Worauf der Reichtum dieser »redlichen« Berliner Tabakhändler in erster Linie basierte, macht der über dem Portal des Hauses angebrachte Fries deutlich, der außerdem 1808 als Gründungsjahr der Firma Ermeler ausweist. Zu sehen sind spärlich bekleidete Menschen afrikanischer Herkunft bei der Ernte des Tabaks im tropischen Amerika, bekleidete *weiße* Plantagenbesitzer beim Abwiegen der Ware, Handelsleute und ein Seemann, der sich beim Pfeife rauchen erholt. Ein Schiff bringt den Tabak über das Meer. Am Horizont erkennt man den Deutschen und den Französischen Dom, die Wahrzeichen der preußischen Residenzstadt Berlin.

Nirgendwo sonst ist die direkte Einbindung der Stadt in das Jahrhunderte währende, globale Wirtschaftssystem der Plantagensklaverei so deutlich erkennbar wie auf diesem Relief. Die kolonialrassistischen Macht- und Produktionsverhältnisse der Zeit werden hier als natürliche Ordnung der Welt präsentiert. Bezeichnend ist auch, was diese Geschichte *nicht* zeigt: Die der Plantagenwirtschaft vorangehende und bis heute anhaltende Vertreibung der Native Americans von ihrem Land, die Verschleppung von Millionen versklavter Menschen aus Afrika über den Atlantik und die Unmenschlichkeit der Plantagensklaverei. Auch vom permanenten Widerstand der Opfer findet sich in dieser Darstellung keine Spur.

Dabei ist die Zeit der Firmengründung durch Ermeler gerade in dieser Hinsicht bedeutsam: Angeführt vom Schwarzen Revolutionär Toussaint Louverture und seinem Nachfolger Jean-Jaques Dessalines errangen die Versklavten der bedeutenden französischen Plantagenkolonie Saint Domingue am 1. Januar 1804 ihre endgültige Freiheit. Mit der Republik Haiti entstand Lateinamerikas erster unabhängiger Staat. Die erste erfolgreiche Selbstbefreiung versklavter Schwarzer wurde auch in Preußen breit diskutiert und von der *weißen* Bevölkerungsmehrheit zumeist als widernatürlicher Umsturz bewertet. Heinrich von Kleists Novelle »Die Verlobung von Santo Domingo« aus dem Jahr 1811 ist das hierzulande bekannteste Beispiel für eine solche Interpretation.



Porträt des Führers der Schwarzen Revolution und Nationalhelden Toussaint Louverture (1743 – 1803) auf einem haitianischen Geldschein.

★ Fries zur Produktion des Berliner Tabaks durch Versklavte afrikanischer Herkunft in Mittel- oder Südamerika, um 1800.

Fußnote

1. Ebert, Marlies: Die Geschichte der Familie und Tabakfirma Ermeler. In: Generaldirektor des Stadtmuseums Berlin Reiner Gützler (Hg.): Jahrbuch Stiftung Stadtmuseum Berlin, Bd. VIII 2002, Berlin 2003, S. 108/09.

Literatur

AfricAvenir International (Hg.): 200 Years Later: Commemorating the 200 Years Anniversary of the Abolition of the Transatlantic Slave Trade, Berlin 2008.

Bilola Onana, Marie: Der Sklavenaufstand von Haiti. Ethnische Differenz und Humanitätsideale in der Literatur des 19. Jahrhunderts, Wien 2012.

Stulz-Herrnstadt, Nadja: Berliner Bürgertum im 18. und 19. Jahrhundert, Berlin 2002.

BERLIN 1884/85

Das Palais des Reichskanzlers in der Wilhelmstraße 92 – Bismarcks Berliner Afrika-Konferenz

Auf Einladung des Deutschen Kaisers und des Präsidenten der Französischen Republik kommen am 15. November 1884 die Vertreter von zwölf europäischen Staaten, der USA und des Osmanischen Reichs zu einer mehrmonatigen Konferenz zusammen. In Afrika ist das Ereignis als *Berlin Conference* oder *Conference de Berlin* allseits bekannt. In der deutschen Hauptstadt markiert hingegen nur eine bescheidene Gedenk- und Informationstafel – initiiert von der Schwarzen Community – den Ort des Geschehens. Zum Abschluss der historischen Konferenz Ende Februar versammeln sich hier jährlich Aktivist*innen zu einem Gedenkmarsch. Sie erinnern an das Ungeheuerliche, um das es hier ging: um die koloniale Aufteilung und rücksichtslose Ausbeutung des afrikanischen Kontinents.

Beginnend mit Portugals militärischen Expeditionen im 15. Jahrhundert hatten die Europäer*innen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar schon große Gebiete im Süden und Norden des Kontinents annektiert. In vielen Gegenden waren jedoch selten mehr als einige Handelsplätze an den afrikanischen Küsten besetzt. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts veränderten sich die geopolitischen Interessen und Möglichkeiten der Europäer*innen. Ihre Konkurrenz spitzte sich zu einem Gerangel um koloniale Besitzungen und Einflussphären zu. Die Berliner Konferenz sollte dazu dienen, verbindliche Regeln für die weitere Aufteilung Afrikas aufzustellen. Ein besonderes Augenmerk lag zudem auf den Verhandlungen über die Zukunft seines zentralen Teils, des riesigen Kongobeckens.

Als Konferenzgastgeber spielte das deutsche Kaiserreich dabei eine entscheidende Rolle. Gegen Großbritanniens hegemoniale Ansprüche setzte Bismarcks Gesandtschaft das Prinzip der »effektiven Besetzung« als Voraussetzung für »rechtmäßige« Kolonialansprüche durch. Deutschland trug damit maßgeblich zur Anheizung des *Scramble for Africa* bei. Seine eigene Regierung erreichte dabei eine zeitnahe Anerkennung eigener »Schutzgebiete« für deutsche Kolonial- und Handelsunternehmen in den heutigen Staaten Namibia, Togo, Kamerun sowie Tansania. Später kamen in Afrika noch Burundi und Ruanda hinzu. Zudem setzte sich Deutschland als erste europäische Macht ausdrücklich für die internationale Anerkennung des sogenannten »Kongo-Freistaates« ein. Damit wurde das rohstoffreiche Herz des Kontinents in Berlin de facto zum Privatbesitz des belgischen Königs Leopold II erklärt.

Schließlich wurde auf der Berliner Konferenz zum ersten Mal eine Art gesamteuropäische »Entwicklungspolitik« für Afrika formuliert. In seiner Eröffnungsrede betonte Bismarck, »dass alle eingeladenen Regierungen den Wunsch teilen, den Eingeborenen Afrikas den Anschluss an die Zivilisation zu ermöglichen«. Zum Konferenzende verpflichteten sich die teilnehmenden Staaten noch einmal, »zur Hebung [ihrer] sittlichen und materiellen Wohlfahrt« beizutragen.¹ Tatsächlich dienten diese Phrasen vor allem dazu, Europas rücksichtsloses Streben nach Gewinn zu verschleiern. Deutschlands größter Kolonialprofiteur, der Hamburger Adolph Woermann, sprach offen aus, worum es ging: »Es liegt auf der Hand, dass in Afrika zwei große ungehobene Schätze zu finden sind: Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Arbeitskraft vieler Millionen.«²

Die Folgen für den Kontinent und seine Bevölkerung waren katastrophal. Zwischen 1885 und 1908 fielen der brutalen Herrschaft König Leopold II. im Kongo mehrere Millionen Menschen zum Opfer. Das Deutsche Reich beging zwischen 1904 und 1908 im heutigen Namibia an den widerständigen OvaHerero und Nama einen Völkermord. Während des großen Maji-Maji-Krieges in der Kolonie »Deutsch-Ostafrika« 1905 und 1907 wurden bis zu 300.000 Menschen von den Kolonialtruppen getötet. Dennoch hielt der antikoloniale Widerstand gegen Entrechtung, Ausbeutung, Zwangsarbeit und Vertreibung bis zur Erringung der Unabhängigkeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.



Plakat der Gedenkkampagne »125 Jahre Berliner Afrika-Konferenz. Erinnern. Aufarbeiten. Wiedergutmachen.« von 2019/10 auf der Grundlage der Installation »Scramble for Africa« von Yinka Shonibare Mbe .

Fußnoten

1. Eröffnungsrede von Bismarck im Protokoll der 1. Sitzung, 15. November 1884. In: Gatter, Frank Thomas (Hg.): Protokolle und Generalakte der Berliner Afrika-Konferenz, 1884 – 1885. Bremen 1984, S. 101 sowie General-Akte der Berliner Konferenz vom 26. Februar 1885. In: Stenographische Berichte. Verhandlungen des Reichstags. 6. Legislaturperiode – I. Session 1884/85. Berlin, S. 1664 (Aktenstücke betreffend die Kongo-Frage).
2. Hücking, Renate / Launer, Ekkehard: Aus Menschen Neger machen: Wie sich das Handelshaus Woermann an Afrika entwickelt hat. Hamburg 1986, S. 30.

Literatur

Förster, Stig / Mommsen, Wolfgang J. / Robinson, Ronald (Hg.): Bismarck, Europe, and Africa: The Berlin Africa Conference 1884 – 1885 and the Onset of Partition, Oxford 1988.

Gatter, Frank Thomas / Suret-Canale, Jean (Hg.): Protokolle und Generalakte der Berliner Afrika-Konferenz, 1884 – 1885. Bremen 1984, online: http://www.berlin-postkolonial.de/cms/index.php?option=com_content&view=article&id=56%3Aprotokolleberliner-afrika-konferenz&catid=2%3Adokumente&Itemid=8

General-Akte der Berliner Konferenz vom 26. Februar 1885. In: Stenographische Berichte. Verhandlungen des Reichstags. 6. Legislaturperiode – I. Session 1884/85. Berlin, S. 1664 – 1670 (Aktenstücke betreffend die Kongo-Frage), online: http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k6_bsb00018455_00332.html.

Zimmerer, Jürgen: Bismarck und der Kolonialismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ 13/2015), online: <http://www.bpb.de/apuz/202989/bismarck-und-der-kolonialismus?p=all>

LEIPZIG 1897

Die Deutsch-Ostafrikanische Ausstellung im
Clara-Zetkin-Park – Werbung für das Kolonialprojekt



**Kolonialrassismus
UND WIDERSTAND**



Nicht nur in Berlin wurde im Rahmen von Kolonialausstellungen Mitte der 1890er Jahre mit Schwarzen Menschen für den Kolonialismus geworben. Mitten in Leipzig fand 1897 eine ganz ähnliche Ausstellung wie die Erste Deutsche Kolonialausstellung 1896 in der Reichshauptstadt statt. Die Entstehung des zentralen Clara-Zetkin-Parks geht zurück auf die damalige Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung. Dort, wo viele Leipziger*innen heute ihre Freizeit genießen, wurden damals in Messehallen und auf dem Freigelände allerhand neueste Errungenschaften der aufstrebenden Industrie vorgeführt. Mit über vier Millionen zahlenden Besucher*innen war die Ausstellung das gesellschaftliche Ereignis des Jahres. Ziel der Ausstellung war es, den Wandel von Leipzig zur modernen Industriestadt und die »gewaltigen Kulturfortschritte des 19. Jahrhunderts« zu zeigen. Dafür wurden weder Kosten noch Mühen gescheut und Messehallen, ein thüringisches Dörfchen und sogar die Wartburg (inklusive mechanischem Aufzug) nachgebaut.

Am Rand des Geländes befand sich in einem abgetrennten Bereich die Deutsch-Ostafrikanische Ausstellung. Auch hier wurden aufwändige Gebäude-Nachbauten erstellt, doch diesmal aus einem entfernteren Teil des Deutschen Reichs. Geplant und geleitet wurde die Ausstellung vom ehemaligen »Schutztruppen«-Leutnant Kurt Blümcke. Für die Ausstellung war ein Beamter eigens in die Kolonie gefahren, um 47 Vertragsarbeiter*innen für die sogenannte »Völkerschau« anzuwerben.

Die Gruppe lebte den Sommer über auf dem Gelände und führte Tänze, »Kriegsspiele« und Kunsthandwerk vor. Trotz der angeblich »guten Beheizung« und medizinischen Betreuung starb ein junges Mitglied der Gruppe kurz nach der Eröffnung der Ausstellung an einer Lungenentzündung und wurde auf dem Leipziger Südfriedhof bestattet. Über den weiteren Verbleib der Teilnehmer*innen, ihre Namen und Geschichten ist uns leider nichts bekannt.

Ziel der von 635.000 Menschen besuchten Ausstellung war es, den Deutschen das koloniale Projekt näher zu bringen und für Investitionen und Unterstützung zu werben. Die Ausstellungsmacher*innen bauten dafür eine idealisierte Simulation, in der sich die Leipziger*innen wie in der Kolonie fühlen sollten. Die »Völkerschau« hatte dabei mehrere Aufgaben.

Erstens diente sie dazu, Publikum anzulocken. Unterstützt wurde dies durch exotisierende Beschreibungen und das Streuen von Kannibalismusgerüchten. Als Attraktion diente auch die nachgebaute Haupthandelsstraße aus Dar es Salaam, in der sich ein arabisches Café und indische Händler*innen befanden.

Zweitens sollte gezeigt werden, dass Afrikaner*innen angeblich harmlos und zufrieden mit der deutschen Herrschaft seien. Ein Lagerplatz der deutschen Kolonialtruppen, das sogenannte »Wissmannlager«, erinnerte an die vergangene, gefährliche und als heldenhaft erklärte Zeit der Eroberung. Der Ausstellungsleiter residierte hingegen in dem Nachbau einer deutschen Festung und überblickte die Afrikaner*innen auf dem Aufführungsplatz. Er hatte somit symbolisch alles unter Kontrolle.

Drittens wurde die Differenz zwischen Europäer*innen und Afrikaner*innen betont und eine vermeintliche Hierarchie zwischen den beiden behauptet. Ziel der Ausstellung war es, »neben die hoch entwickelte moderne europäische Kultur die eigenartig gestaltete afrikanische, welche die ersten Stufen unseres Kulturlebens etwa erst zu erreichen bestrebt ist, zum Vergleich zu setzen.«¹

Viertens war die Ausstellung eine Werbeveranstaltung für verstärkte koloniale Investitionen. Im Nachbau einer Plantage wurden in einem Gebäude Export- und in einem anderen Importwaren ausgestellt. Die beiden Gebäude verdeutlichten das deutsche Interesse an afrikanischen Rohstoffen und an den Kolonien als Absatzmarkt verarbeiteter europäischer Produkte.

Deutsch-Ostafrika erschien in der Ausstellung als Land wirtschaftlicher Möglichkeiten, in dem Deutsche nach Gutdünken über Afrikaner*innen herrschen konnten. Die Gefahr, die vom anti-kolonialen Widerstand ausging, war anscheinend gebannt. Nicht zuletzt im Maji-Maji-Krieg knapp zehn Jahre nach der Ausstellung sollte sich jedoch zeigen, dass dieser keineswegs gebrochen war und die Einwohner*innen die deutsche Herrschaft aktiv bekämpften. Das brutale Vorgehen der deutschen Kolonialtruppen steht dabei in starkem Kontrast zum Bild einer »heilen« kolonialen Welt, welche die Ausstellung suggerierte.

Die Ausstellung zeigt, wie sehr das deutsche Kolonialprojekt auch jenseits der Hauptstadt wahrnehmbar war und wie mit Hilfe Schwarzer Menschen dafür geworben wurde. Auch wenn nur wenige Deutsche jemals nach Deutsch-Ostafrika kamen, so waren die Kolonie und ihre Bewohner*innen durchaus präsent in Deutschland. Kolonialismus war nicht nur in kolonisierten Ländern zu spüren.

✳ **Deutsch-Ostafrikanische Ausstellung 1897:
Die Gruppe der 47 ostafrikanischen Vertragsarbeiter*innen auf dem Leipziger Ausstellungsgelände.**

Fußnote

1. Ausstellungszeitung der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbeausstellung 1897, 29.4.1897. Zur Begleitung der Ausstellung erschien anfangs wöchentlich und später täglich eine Ausstellungszeitung mit Hintergrundberichten über die verschiedenen Teilbereiche und Informationen rund um das aktuelle Geschehen.

Literatur

Der Beitrag basiert auf meinem Text auf der Internetseite www.leipzig-postkolonial.de. Siehe auch Lingelbach, Jochen: War da was? Spuren des Kolonialismus in Leipzig. In: von der Heyden, Ulrich / Zeller, Joachim (Hg.): Kolonialismus hierzulande: Eine Spurensuche in Deutschland. Erfurt 2007, S. 53 – 60.

Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung, Illustrierte Chronik Der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung Leipzig 1897. Leipzig 1899.

Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung, Führer durch die Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung, Leipzig 1897.

DRESDEN 1907

Die Yenidze – Orientalismus als Marketing

Kolonialrassismus UND WIDERSTAND



Gibt man bei der Suchmaschine des Vertrauens »Moschee« und »Dresden« ein, finden sich als erstes entweder Bilder eines großen prachtvollen Gebäudes mit Glaskuppel und Türmchen, der Yenidze, oder einer unscheinbaren Moschee in Dresden Cotta, welche 2016 Ziel eines rechten Anschlages wurde. Anhand der als Tabakfabrik erbauten Yenidze lassen sich die Wirkweisen des Orientalismus nachzeichnen und Geschichten über Arbeitsmigration erzählen. Die Bilder des Anschlages stehen symbolisch für die traurige, gewaltvolle Realität des antimuslimischen Rassismus.

Die Yenidze wurde Anfang des 20. Jahrhunderts von dem Tabakfabrikanten Hugo Zietz in Auftrag gegeben. Entgegen der häufigen Assoziation als Moschee wurde sie jedoch nicht als religiöse Stätte gebaut oder für diesen Zweck benutzt. Hinter der orientalistischen Fassade, welche an ägyptische und türkische Baustile angelehnt ist, steckt ein Fabrikgebäude aus Stahlbeton. Der Name Yenidze ergab sich aus dem Anbauggebiet einer Tabaksorte, welches Ende des 19. Jahrhunderts zum Osmanischen Reich gehörte.

Die Wahrnehmung des Osmanischen Reichs bzw. des sogenannten Orients war und ist sehr ambivalent. Edward Said beschrieb 1979 in seinem Werk »Orientalismus«, wie dieser durch Europäer*innen konstruiert wurde. Dabei beschreibt »Orient« kein einheitliches Gebiet, sondern einen Raum, der als Projektionsfläche dient. Aufgeladen wird er einerseits als luxuriös, mystisch und kindlich verspielt, andererseits als gefährlich, wild und barbarisch. Diese Aufladungen und Projektionen waren und sind so wirkmächtig und schrieben sich in die Körper der als »die Anderen« Gekennzeichneten so erfolgreich ein, weil Europa global dominant war: 1914 hatte Europa 80 Prozent der Welt unter seine Herrschaft gebracht. So konnten gesellschaftlich vorhandene Bilder von »orientalischem« Reichtum und Luxus auf Produkte übertragen und damit die massenhaft hergestellte und billige Zigarette aufgewertet werden. Dies geschah nicht nur durch die Gestaltung des Gebäudes, sondern auch durch

die Benennung der Zigaretten oder die Gestaltung anderer Produkte. Die Zigaretten hießen damals beispielsweise »Salem Aleikum« oder »Mohamed«.

Die Tabakindustrie hatte in Dresden Ende des 19. Jahrhunderts einen hohen Stellenwert und ihre Geschichte ist auch eine Geschichte der Migration: Unter den Beschäftigten fanden sich Menschen aus Griechenland bzw. dem Osmanischen Reich, welche »häufig [...] zum Stereotyp des so genannten Orientalen zusammengefasst«¹ wurden. Ihnen wurde aufgrund ihrer Herkunft die Kompetenz zugeschrieben, besonders gut Geschmackssorten zusammensetzen zu können. Hier wurden erlernte Kompetenzen auf rassistische Art und Weise in die Körper der als »fremd« verorteten Personen eingeschrieben, wie es auch Said in seinem Werk als eine Wirkweise des Orientalismus beschreibt.

Einer der bekanntesten Tabakmeister ist Georgios Antoniou Iasmatzis (in Deutschland bekannt unter dem Namen Jasmatzki), der 1869 von Konstantinopel, wo er bereits in einem Familienbetrieb die Produktion von Zigaretten erlernte, nach Dresden zog und Anfang des 20. Jahrhunderts einer der größten Industriellen in der deutschen Tabakindustrie war. Im Fabrikgebäude der Jasmatzki-Fabrik werden bis heute Zigaretten produziert.

In der 1996 sanierten Yenidze finden sich heute verschiedene Büroräume und ein Restaurant. Sie diente als Kulisse für das Auftaktfoto der städtischen Kampagne »Die Welt bereichert Dresden« und wird auch nach über 100 Jahren als etwas Fremdes wahrgenommen, mit dem man sich zwar gerne schmückt, das aber außerhalb von Dresden verortet bleibt.

Durch die Inszenierung als Moschee wird damit auch der Islam wieder als etwas nicht zu Dresden Gehörendes markiert. Dieser ausschließende Grundgedanke der Einteilung in »wir« und »die Anderen« funktioniert also auch, wenn ihm eine vermeintlich positive Intention zugrunde liegt, denn die muslimischen Orte, die es in Dresden gibt, fungieren nicht als Werbeträger*innen für die Stadt. Die Moscheen, muslimischen Gebetsräume und das Islamische Zentrum werden so aus einer Machtperspektive heraus unsichtbar gemacht. Die Gebäude und die Menschen, die in ihnen verkehren, sind einem wachsenden antimuslimischen Rassismus ausgesetzt, der sich in ständigen Beleidigungen, Bedrohungen und Angriffen niederschlägt. Nach dem Mord an Marwa El-Sherbini² 2009 fanden diese mit dem Sprengstoffanschlag im September 2016 auf die anfangs erwähnte Moschee in Dresden Cotta einen erneuten traurigen Höhepunkt.

★ Die 1907 – 09 im Stil einer Moschee erbaute Dresdener Zigarettenfabrik Yenidze, benannt nach der damals zum Osmanischen Reich gehörendem griechischen Kleinstadt Giannitsa, aus der ein Großteil des hier verarbeiteten Rohtabaks kam. Als orientalistischer Vorzeigebau dient sie Dresden heute als Symbol für die proklamierte »Welt-offenheit« der Stadt.

Fußnoten

1. Bilgic, Fabian / Schwetasch, Stock: Dresdner Orientalismus. In: Lindner, Moser (Hg.): Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt. Leipzig 2006, S. 225.
2. Marwa El Sherbini war eine ägyptische Pharmazeutikerin, die mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Dresden gelebt hat. 2008 wurden die Muslima und ihr Sohn auf einem Spielplatz rassistisch und sexistisch beleidigt. Sie hat diese Tat zur Anzeige gebracht. In einem Berufungsprozess zur Beleidigung wurde sie während der Gerichtsverhandlung vom Täter erstochen. Dieser hatte in seinem Einspruch gegen den ersten Strafbefehl sein rassistisches Weltbild wiederholt deutlich gemacht. In Dresden findet jährlich zum 1. Juli eine Gedenkveranstaltung vor dem Landgericht in Erinnerung an Marwa El Sherbini statt.

Literatur

Opferberatung der RAA Sachsen e. V. (Hg.): Tödliche Realitäten. Der rassistische Mord an Marwa El-Sherbini. Dresden 2011.

POTSDAM 2015

Das Sinterklaas Fest im Holländischen Viertel –
Zwarte Piet is Racism



Kolonialrassismus
UND WIDERSTAND



Die Stadt Potsdam hebt gern ihre Internationalität und Weltoffenheit hervor. Sie hat nicht nur das Holländische Viertel, ein paar Straßen, die einer niederländischen Stadt mit roten Backsteingebäuden nachempfunden sind. Es gibt auch ein Viertel mit Holzhäusern in russischem Stil und im Park Sanssouci befindet sich ein – nach europäischer Vorstellung – chinesisches Teehaus. Darüber hinaus beherbergen die zahlreichen Schlösser in der Region viele gestohlene Gegenstände aus dem Globalen Süden, die von *weißen* »Entdeckern« während der Kolonialzeit nach Potsdam gebracht wurden.

Lokale Medien und Vertreter*innen der Stadt äußern sich zu diesen verschiedenen Einflüssen in Potsdam meist positiv. Vor allem die im späten 17. Jahrhundert errichteten dynastischen und ökonomischen Beziehungen mit den Niederlanden werden geschätzt. 1733 begann der Bau des Holländischen Viertels in Potsdam. Es wurde nach den Plänen des niederländischen Architekten Jan Bouman errichtet, dem auch der Berliner Dom und das Hauptgebäude der Humboldt Universität zu Berlin zuzuschreiben sind. Das Holländische Viertel sollte hoch qualifizierte niederländische Handwerker auf Dauer nach Potsdam locken. Doch die meisten verließen Potsdam nach Fertigstellung des Viertels wieder.

In der Gegenwart bezieht sich Potsdam mit dem Tulpenfest und dem Sinterklaasfest auf die gemeinsame Geschichte. Zu beiden Veranstaltungen sind holländische Händler*innen eingeladen, ihre Waren anzubieten. Zum Sinterklaasfest erscheint eine Truppe Schausteller*innen, die die Ankunft von Sinterklaas und seinen Knechten, den Zwartten Pieten nachstellen. Diese kontroversen Figuren sind schwarz geschminkte *weiße* Menschen, die sich große, rote Lippen ins Gesicht malen und eine gelockte, schwarze Perücke tragen. Sie versorgen Kinder mit Süßigkeiten und sollen auch das Publikum mit Scherzen belustigen.

Das Szenario erinnert – ob beabsichtigt oder nicht – sehr an die Tradition der stereotypen Darstellung und Inszenierung Schwarzer Menschen als Jahrmarktsattraktionen, als entmenschlichtes Schmuckwerk im Hofdienst und auch an die US-amerikanischen Minstrel Shows (siehe Beitrag zum Blackfacing, Seite 13).

2015 räumte die Stadt Potsdam ein, dass eine finanzielle Unterstützung des Fördervereins zur Pflege niederländischer Kultur in Potsdam, der das Sinterklaasfest organisiert, nicht mehr vertretbar ist, wenn rassistische Elemente als Teil des Festes bestehen bleiben. Erst mehrere lange Treffen und kontinuierliches Engagement von Vertreter*innen des Afrika-Rats, der Initiative für Schwarze Menschen in Deutschland, der Opferperspektive Potsdam und Postcolonial Potsdam sowie eine Podiumsdiskussion und ein offener Brief mehrerer Professor*innen der Universität Potsdam konnten die lokalen Politiker*innen und Sponsor*innen von diesem Schritt überzeugen.

2015 wurde das Fest ohne Sinterklaas und Zwarte Pieten als niederländisches Adventsfest gefeiert. Im nächsten Jahr kündigte der Förderverein jedoch an, das Sinterklaasfest wieder in gewohnter Form zu veranstalten. Niederländische Partner*innen würden die Ankunft des Sinterklaas und der Zwarten Pieten ohne Blackfacing darstellen. Es gab eine Darstellung der Pieten, die auch in niederländischen Städten bereits angewendet wird, um Blackfacing zu vermeiden. Die Musiker*innen und Begleiter*innen des Sinterklaas trugen als »Ruß-Pieten« nur etwas schwarze Farbe im Gesicht, die als Rußspuren vom Klettern durch den Schornstein erklärt werden. Mindestens ein Piet trug jedoch eine Afro-Perücke und stellte eine explizite Verbindung zur afrikanischen Herkunft des Charakters her. Außerdem trugen viele der Darsteller*innen schwarze Handschuhe und Kniestrümpfe.

Von der Lokalzeitung Potsdamer Neueste Nachrichten (PNN) wurden die Ruß-Pieten als »Halbschwarze« beschrieben. Das legt nahe, dass die Organisator*innen sich am letztmöglichen Strohhalm festhalten, um die Tradition des Festes so wenig wie möglich zu ändern, und sich weigern, die Kritik an diesem Teil der Sinterklaas Tradition ernst zu nehmen. Abgesehen davon, dass es weniger Afro-Perücken und weniger schwarze Farbe in den Gesichtern gab, sahen die Pieten genauso aus wie in den Jahren zuvor. Anzumerken ist auch, dass die Kleidung der Pieten den Uniformen versklavter afrikanischer Kinder, die als Diener*innen in *weißen* Haushalten und bei Hofe arbeiten mussten, zum Verwechseln ähnlich sieht. Darstellungen dieser Diener*innen findet man oft in Gemälden aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Ein weiterer Teil des Sinterklaasfestes ist ein Markt, auf dem niederländische Produkte angeboten werden. An diesen Ständen waren viele Bilder der Zwarten Pieten in vollständigem Blackfacing zu finden. Auf Girlanden, Wimpeln und als Schokolade waren die Stereotypen der Zwarten Pieten nach wie vor sichtbar. Wahrscheinlich sind diese Dekorationen von den Betreiber*innen der einzelnen Stände aufgehängt worden. Allerdings liegt es in der Verantwortung der Veranstalter*innen, dass diese verletzenden Bilder komplett aus der Öffentlichkeit verschwinden.

★ **Zwarte Pieten, die Blackface-Diener des Heiligen Nikolaus, beim »Sinterklaas-Fest« im Holländischen Viertel in Potsdam 2015. Auch nach Protesten der Schwarzen Community gegen diese stereotypen Darstellungen wurde die aus den Niederlanden übernommene kolonialrassistische Tradition nicht eingestellt: Die Pieten tragen jetzt nur etwas weniger Ruß im Gesicht als zuvor.**

GLOBALES (GESCHICHTS-)LERNEN

Nur wenn die massiven, aus 500 Jahren kolonialer Gewalt, systematischer Ausbeutung und wissenschaftlich legitimerter Abwertung herrührenden Privilegien *weißer* Menschen ausgeblendet werden würden, könnte man bei ihrer Diskriminierung durch Schwarze Menschen oder People of Colour legitimerweise auch von »umgekehrtem Rassismus« sprechen, so argumentiert der australische Standup-Comedian Aamer Rahman. Er reagiert mit dieser kurzen, sarkastischen Referenz auf die von *weißen* Menschen immer wieder vorgebrachte Behauptung, dass Rassismus von jedweder, d. h. also auch von einer globalgesellschaftlich unterlegenen Position aus umgesetzt werden kann. Halten kann sich eine derartige Interpretation von Rassismus nur, weil seine aktuellen Erscheinungsformen in der Regel enthistorisiert, also nur als unverbundene Einzelfälle interpretiert werden.

Diese Logik der Enthistorisierung prägt häufig genug den Umgang mit Themen des Globalen Lernens: Soziale Ungleichheit, ungerechte Welthandelsstrukturen oder ausbeuterische Arbeitsbedingungen werden zwar als Phänomene der Globalisierung erkannt. Der Fokus aber liegt auf der Gegenwart. Als Trainer*innen in der politischen Bildungsarbeit zu Fragen globaler Gerechtigkeit geraten wir genau damit in argumentative Sackgassen. Teilnehmende in unseren Workshops weisen ihre individuelle Verantwortung von sich, wiederholen Phrasen von schlechter Regierungsführung, Korruption, ineffizienter Infrastruktur, mangelhaftem Bildungs- und Gesundheitswesen und lokalen Konflikten, um globale Ungleichheit zu begründen. Die eigenen Privilegien, die sich aus ihrer Positionierung im Globalen Norden und häufig auch aus der als *weiße* Menschen ergeben, werden als Zufälligkeiten interpretiert. Können diese Widerstände durch den Blick in die Geschichte herausgefordert werden?

Gratwanderung Erinnerungskultur

Zuerst gilt es, strukturelle Widerstände zu überwinden, denn erinnerungskulturelle Fragestellungen sind noch keineswegs überall als Themen der Entwicklungspolitik anerkannt. Zwar definiert die Bundesregierung beispielsweise die Wiedergutmachung für den Genozid an den Herero und Nama 1904 – 08 explizit und ausschließlich als entwicklungspolitische Angelegenheit. Dennoch ist sie weit davon entfernt, ihr entwicklungspolitisches Engagement als eine Form der postkolonialen Gerechtigkeit und Entschädigung für deutsche Kolonialverbrechen zu definieren. Erinnerungskultur fokussiert auf die Bedeutung, die historische Zusammenhänge, Ereignisse, Orte und Personen im kollektiven Gedächtnis haben, die Teil der gesellschaftlichen Ausgestaltung der Gegenwart sind. Zu diesem Gestalten von Gesellschaft heute zählen auch inhaltlich einschränkende und überkommene Förder Richtlinien für entwicklungspolitische Bildungsprogramme. Globales Lernen fokussiert auf deren strukturelle Gründe und auf die individuelle Verwobenheit in ein globales Gefüge.

Diese Zusammenhänge sind nicht neu, vielmehr sind sie gewachsen und stehen in enger Verbindung mit den Logiken, Strukturen und Prozessen von Kolonialismus. Zusammenhänge sollen ausgeleuchtet werden. Diesen Anspruch formuliert das Globale Lernen in räumlicher Hinsicht (der Zusammenhang zwischen dem Globalen und dem Lokalen), in sozialer Hinsicht (der zwischen dem Selbst und anderen Menschen) oder auch in ethischer Hinsicht (zwischen meinen Werten und deinen Werten). Doch all das greift ohne die Berücksichtigung der zeitlichen Dimension zu kurz.

Anknüpfungspunkte im Jetzt

Es geht dabei nicht um ein bezugsloses historisches Lernen, sondern um ein umfassendes Globales Lernen, welches auf das Verstehen der Zusammenhänge zwischen dem Heute und dem Gestern nicht verzichten kann. Ausgangspunkt ist auch im Globalen (Geschichts-)Lernen die Lebenswelt der Teilnehmenden. Vom eigenen Alltag aus werden Zusammenhänge erkundet, vom Lokalen ausgehend wird das Globale als nah, relevant und gestaltbar erkennbar. Die vorliegende Broschüre, bietet handfeste, sichtbare Anknüpfungspunkte im eigenen Umfeld als Ausgangspunkte an: ein Café, eine Hausfassade, ein Straßename. Die Anknüpfungspunkte im Heute finden wir (leider) auch auf der Ebene des Miteinanders, des Gesellschaftlichen: Marwa El Sherbini wurde 2009 in einem Gerichtssaal in Dresden von eben jenem Menschen ermordet, der sie auf einem Spielplatz rassistisch beleidigt hatte. Rassismus ist gewalttätige Machtpolitik, auch dann, wenn keine körperliche Gewalt ausgeübt wird. Was bewirken die seit Generationen verwendeten Schimpfworte, die über den Schulhof fliegen? Wie wirkt das »traditionelle« stereotype Faschingskostüm, das eine kolonisierte Person (abwertend) darstellen soll? Gewalt steckt auch im neuesten Spielzeug, made in Bangladesh, das unter ausbeuterischen Arbeitsbedingungen gefertigt wurde, in meinem Handy, das nur mit Rohstoffen aus Konfliktregionen funktioniert. Für das Globale Lernen sind ökonomisch orientierte Fragen klassische Themenstellungen. Aber ob Architektur, Kostüm, Kinderlied oder neuestes IT-Produkt – die Frage nach der Geschichte dieser Gewohnheiten, Gegenstände, Bauten oder Produkte erklärt uns die Machtstrukturen, die hinter diesen sehr unterschiedlichen Formen von Gewalt stecken.

Zusammenhänge verstehen

Globales Lernen versteht sich als pädagogischer Ansatz, in dem das Verknüpfen und Herstellen von Zusammenhängen eine zentrale Rolle spielt: Das lokale Geschehen soll als Teil globaler Prozesse erfahrbar gemacht werden. Das eigene In-der-Welt-Sein wird als handlungsmächtig und gestaltbar vermittelt, auch in dem Sinne, dass die Auswirkungen des eigenen Tuns und Seins reflektiert werden. Hier historische Dimensionen mit aufzugreifen, ermöglicht ein Verstehen von politischen Prozessen: In einer Diskussion mit Brandenburger Jugendlichen über die Umbenennung von Straßen, die mit ihrem Namen Kolonialverbrecher ehren, kam die Frage auf, warum da nichts passieren würde, wenn die Lage so klar wäre. So wurde aus der Empörung über Unrecht eine Frage danach, wie Veränderung funktioniert. Mit dem Blick in die Geschichte setzen wir auf eine Erweiterung des Erfahrungshorizontes. Lernen funktioniert dann nicht über kausale Wirkungsketten, sondern wird zum politischen Lernen im umfassenden Sinn: Was kann ich tun? Wie bin ich mit den Verhältnissen verwoben? Diese Fragen um das Ich können in Verbindung gesetzt werden mit dem Verstehen politischer Entscheidungsprozesse, kontroverser Interessenslagen und politischer Prioritätensetzungen.

Anspruch Perspektivwechsel

Perspektivwechsel als methodisches Instrument und pädagogischer Anspruch sind zentrale Momente im Globalen Lernen. Was bedeutet dies bezogen auf ein Globales (Geschichts-)Lernen? Die Perspektive zu wechseln ist häufig verknüpft damit, das Eigene wahrzunehmen, zu reflektieren, worauf sich der eigene Identitätsentwurf, die Konstruktion der eigenen Zugehörigkeit stützt. Das eigene kann auch der räumlich-politische Bezugspunkt sein: zum Beispiel Brandenburg. In den aktuellen Debatten in vielen Brandenburger Gemeinden und Städten wird die Frage nach dem Eigenen, wie so oft, vereinfachend über den Blick auf »die Anderen« beantwortet. Das Problem seien »die Anderen«, »die Dazugekommenen«, »die Flüchtlinge«. Das Eigene wird als einheitlich imaginiert, ausgeblendet wird Brandenburgs Geschichte permanenter Migration über die Jahrhunderte hinweg. Ausgeblendet wird erst Recht die mehr als dreihundertjährige Geschichte von Schwarzen Menschen in Brandenburg – das Phantasiegebilde eines *weißen* Deutschlands gewinnt an politischem Gewicht.

Globales (Geschichts-)Lernen kann andere Geschichten erzählen: von einem Menschen wie dem aus Ostafrika stammenden Bayume Mohamed Husen, der im 1. Weltkrieg für Deutschland als Soldat gekämpft hat und sich im nationalsozialistischen Deutschland als Schauspieler durchschlug. 1941

wurde er denunziert und von der Gestapo im Konzentrationslager Sachsenhausen inhaftiert, wo er später ermordet wurde. Eine Berlin-Brandenburger Geschichte. Oder jene des Schwarzen preußischen Kapellmeisters Gustav Sabac el Cher, der Ende des 19. Jahrhunderts als Kapellmeister am preußischen Hof tätig war. In den 1920ern betrieb er eine Gaststätte in Senzig, Brandenburg, wo er auch begraben ist. Oder die Geschichte des Schwarzen Deutschen Gert Schramm aus Eberswalde, der das KZ-Buchenwald überlebte und bis ins hohe Alter engagiert vor dem Wiedererstarken der Nazis warnte. Solche Biographien sind Zeugnisse einer immer schon verwobenen Geschichte von *weißen* und Schwarzen Menschen. Solche Geschichten sind eine Tür zur viel zu wenig bekannten Tatsache, dass Brandenburg schon seit Jahrhunderten das Zuhause von nicht-*weißen* Menschen ist. Der Perspektivwechsel im Sinne eines Wahrnehmens von Vielfalt, einer Vervielfältigung der (eigenen) Geschichten ist Grundlage dafür, auch das Jetzt nicht eindimensional zu leben.

Handlungsoptionen entwickeln: Verantwortung versus Schuld

»Wieso sollte ich etwas verändern? Ich bin doch nicht daran schuld, dass andere vor mir Mist gebaut haben.« Die Auseinandersetzung mit globaler Ungerechtigkeit und den Möglichkeiten, daran etwas zu ändern, kann unbequem sein. Unbequem, weil sie vielleicht dazu führt, eine Notwendigkeit von Veränderung wahrzunehmen, die einer eigenen Anstrengung, eines Wandel bedarf, die nicht gewollt sind. Koloniales Unrecht wahrzunehmen, ist der eine Lernschritt. Das eigene Verhalten zu hinterfragen, Privilegien aufzugeben und kolonial-rassistisches Tun zu verlernen, sind sehr viel weiter reichende, herausforderndere Schritte. Historische, globale Verantwortung anzunehmen, ist vielleicht eines der unmittelbaren Lernziele im Globalen (Geschichts-)Lernen insgesamt.

Die Momentaufnahme, eine Ungerechtigkeit im Jetzt zu erkennen, bewegt Menschen nur allzu oft nicht dazu, von ihren Privilegien abzulassen. Abwehr ist eine wiederkehrende Reaktion auf das Erkennen von Unrecht. Ein Beispiel: Ist Humor, der auf Kosten gesellschaftlich diskriminierter Menschen seinen Witz entwickelt, legitim? Und rechtfertigt die Lust am Witz und die Tatsache, dass »man« ja alle ins Visier nehmen würde, die verletzenden Wirkungen, die dieser Humor entfalten kann? Muss »man« so etwas einfach aufgeben?

Historische Bezüge einzuflechten kann als Weg verstanden werden, das Bewusstsein für Ungerechtigkeit und darauf folgend ein Verantwortungsgefühl für Wandel zu stärken. Im besten Fall werden Privilegien nicht als momentan und zufällig, sondern als systematisch und über Jahrhunderte tradiert erfahrbar. Wir können lernen, welche Geschichte(n) Dinge haben und welche in unseren Alltagsgewohnheiten stecken und im Sinne einer Übernahme von historischer Verantwortung als Konsequenz des Erkannten das eigene Verhalten überdenken. Konflikte im Seminar oder im Klassenraum müssen wir uns dabei stellen.

Ein Lernfeld auch für Trainer*innen

Nicht zuletzt damit wird das Einflechten von historischen Bezügen in die eigenen Bildungsangebote für Trainer*innen zu einer Herausforderung. Wie gehen wir in dieser Rolle als Trainer*innen, die einen offenen Lernraum schaffen wollen, mit den *weißen* Abwehrmechanismen von Lernenden und den sie begleitenden Erwachsenen (z. B. Lehrkräften) um? Sich mit solchen Mechanismen auseinanderzusetzen, von Wissenschaftler*innen wie Grada Kilomba, die zu diesen Themen arbeiten, zu lernen und die Erkenntnisse aus postkolonialen Theorien zu Rassismus in Bildungsarbeit zu übersetzen, stellt ein zusätzliches Lernfeld dar.

Diesen Text schreibe ich aus der Perspektive einer *weiß* sozialisierten Trainerin, die in Brandenburg überwiegend, aber auch nicht ausschließlich Bildungsarbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen macht, die ihrerseits *weiß* sozialisiert und in dieser Hinsicht strukturell privilegiert sind. Globales Lernen trifft hier auf eine Herausforderung: Viele der klassischen Lernziele denken ihre Zielgruppe als privilegiert. So homogen ist »unsere« Zielgruppe aber nicht. Wie bemühen wir uns als Trainer*innen, sichere Lernräume für alle Teilnehmenden zu schaffen – gerade dann, aber nicht nur dann, wenn es

um die Thematisierung des (kolonial-)rassistischen Erbes geht? Perspektiven aus dem Globalen Süden, aus der Schwarzen Diaspora, aus einer postkolonialen, anti-kolonialen Tradition einzuarbeiten, ist ein didaktisches und politisches Moment, um in diese Richtung zu wirken. Was braucht es noch, um Projekte des Globalen Lernens nicht zu unsicheren Räumen für Teilnehmende mit Rassismuserfahrungen werden zu lassen? Wie schaffen wir Lernräume, die nicht wie selbstverständlich die Normalität einer *weißen*, privilegierten Gesellschaft als Ausgangspunkt nehmen?

Strukturen schaffen

Ich verstehe politische Bildungsarbeit im Sinne eines anti-rassistischen Globalen Lernens als eine Möglichkeit, meine eigene Verantwortung für die Gestaltung von Gesellschaft wahrzunehmen. Diese Intention bewahrt mich aber nicht davor, kolonialrassistische Logiken zu wiederholen. Mein Bemühen, Scheitern und Lernen sind außerdem nur eine individuelle Antwort auf ein strukturelles Problem. Manche Fragen können aber nur strukturell auf den Weg gebracht werden – indem zum Beispiel Workshops und Projekte nicht von einzelnen (*weißen*) Trainer*innen durchgeführt werden. Hierfür müssen aber auch Ressourcen zur Verfügung stehen, die Möglichkeit, zu zweit zu arbeiten, muss finanzierbar werden. Koordinationskapazitäten und Fortbildungsmöglichkeiten müssen aufgebracht und organisiert werden können. Historische Perspektiven im Globalen Lernen systematisch einzuflechten, das ist damit nicht ein einfaches Add-On, eine kleine thematische Erweiterung, die mit ein wenig Sachwissen leistbar ist. Dieser konzeptionelle Erweiterungsschritt mahnt letztlich an, die Strukturen von Förderung und die Organisation von Globalem Lernen selbst anti-rassistisch querzulesen.

Leerstellen als pädagogische Chance

Im schulischen Kontext liegt es nahe, das Thema im Fach Geschichte zu behandeln – im Globalen Lernen dagegen provoziert diese Verbindung unmittelbar Skepsis, historisches Lernen wird nicht als Teil des Globalen Lernens verstanden. Globales Lernen knüpft an die Lebenswelten der Teilnehmenden an. Das heißt mitunter auch, dass der Ausgangspunkt im Jetzt, in der Gegenwart liegt. Kolonialismus als Bezugspunkt für ein Globales (Geschichts-)Lernen zu nehmen, bedeutet demnach, koloniale Kontinuitäten zu thematisieren, das Erbe des Kolonialismus aufzugreifen. Der Bogen zwischen Gegenwart und Vergangenheit ist jene Leerstelle, die es zu füllen gilt.

In feministischen und postkolonialen Denktraditionen sind Leerstellen im Allgemeinen jene Momente, die für ein Verstehen von Herrschaftsmechanismen und Ungleichheit zentral sind. In ihnen verbergen sich Erklärungen, über die sich ein Verstehen von Entwicklungen erschließt. Die Gegenwart in sich isoliert zu sehen, erlaubt einfachere ethische Auswege aus den moralischen Dilemmata unserer Zeit. Doch es reicht nicht aus, die eigenen Kaufentscheidungen an einer Handvoll Siegel auszurichten. Es reicht auch nicht aus, im Jetzt die eigenen Vorteile gegenüber den eigenen Nachteilen abzuwägen, wenn es um Gerechtigkeit geht. Die Leerstelle der historischen Entstehung von ökonomischer Ungleichheit, Rassismus, unfairen Handelsstrukturen oder ungleichem Ressourcenverbrauch ist jene, die gefüllt werden muss, um Klarheit über die Verpflichtung zur Veränderung zu schaffen. Um die Brücke zwischen dem Gefühl von Schuld und jenem von Verantwortung zu schlagen.

Literatur

Autor*innenKollektiv Rassismuskritischer Leitfaden: Rassismuskritischer Leitfaden zur Reflexion bestehender und Erstellung neuer didaktischer Lehr- und Lernmaterialien für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit zu Schwarzsein, Afrika und afrikanischer Diaspora. Berlin/Hamburg 2015.

Glokal e. V.: Connecting the Dots. Lernen aus Geschichte(n) zu Unterdrückung und Widerstand. Berlin 2017.

WINGS & ROOTS: Reimagine Belonging. Pädagogisches Begleitmaterial zu den Themen Migration, Rassismus, Zugehörigkeit und Identität, 2016, online: <https://cdn.reimaginebelonging.de/media/20160619152919/Handreichnung-Reimagine-Belonging.pdf>

INITIATIVEN

An dieser Publikation haben postkoloniale Initiativen aus vier Städten mitgeschrieben.

Die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD Bund e.V.) hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Interessen Schwarzer Menschen in Deutschland zu vertreten. Wir bieten eine positive Identitätsfindung, fördern ein Schwarzes Bewusstsein und Schwarze Projekte. Zudem treten wir für eine anti-rassistische Haltung in allen gesellschaftlichen Bereichen ein. Wir mischen uns politisch ein, zeigen die Diskriminierung und Benachteiligungen von Schwarzen Menschen auf und bekämpfen sie.

Berlin Postkolonial e.V. engagiert sich seit 2007 für eine antirassistische und kolonialismuskritische Kultur der Erinnerung in Berlin-Brandenburg. Seine Mitglieder arbeiten die regionale Kolonialgeschichte kritisch auf. Berlin Postkolonial legt postkoloniale und anhaltende rassistische Denk- und Gesellschaftsstrukturen offen. Dabei sucht der Verein die Zusammenarbeit mit gleich gesinnten Initiativen vor Ort und die Vernetzung mit weiteren Initiativen in der Bundesrepublik, die sich ebenfalls in diesem Sinne engagieren. Die Gründung von Berlin Postkolonial e.V. geht auf Menschen aus Deutschland und aus den ehemaligen deutschen Kolonien zurück. Gerade wegen unserer unterschiedlichen Interessen, Perspektiven und Kompetenzen wollen wir das Thema gemeinsam bearbeiten und in die Öffentlichkeit tragen.

DRESDENpostkolonial forscht zur Dresdner Kolonialgeschichte, dokumentiert dies auf seiner Website und macht rassismuskritische und postkoloniale Bildungsarbeit. Kolonialgeschichte verstehen wir dabei nicht als abgeschlossene Periode, sondern sehen in postkolonialen Ansätzen eine Chance, nicht erzählte Geschichten zu erzählen, Widerstandsperspektiven aufzuzeigen und heutige globale Machtungleichgewichte zu thematisieren. In der spezifischen historischen Selbstverortung Dresdens kommt eine Auseinandersetzung mit Kolonialgeschichte so gut wie nicht vor. Um dem entgegenzutreten, stehen wir in Kontakt mit verschiedenen anderen Akteur*innen und suchen die Auseinandersetzung mit Institutionen und ihrer Arbeit.

Die AG Leipzig postkolonial besteht seit etwa zehn Jahren und arbeitet zu (post-)kolonialer Geschichte und Gegenwart. Auf Grundlage der theoretischen Auseinandersetzung nutzen wir eine lokale Perspektive, um koloniale Spuren im Stadtbild auf unterschiedlichen Ebenen sichtbar zu machen: Kolonialrassistische Denk- und Gesellschaftsstrukturen, die institutionell und individuell fortwirken, zeigen wir dabei auf. Gegenwärtige Interventionen und Aktivitäten beziehen sich auf Sichtbarmachung und Förderung einer notwendigen Erinnerungspolitik, Platzierung des Themas in verschiedenen Institutionen der Stadt und Bildungsformaten wie Stadtrundgängen oder Workshops zur Sensibilisierung für die Themenkomplexe.

Postcolonial Potsdam ist ein Arbeitskreis aus ehemaligen Potsdamer Studierenden, der sich mit der Brandenburg-Preußischen Kolonialgeschichte und besonders dem postkolonialen Stillschweigen in Potsdam auseinandersetzt. Postcolonial Potsdam schreibt gelegentlich Blogbeiträge auf <https://postcolonialpotsdam.wordpress.com>, organisiert thematisch relevante Veranstaltungen oder bietet auf Anfrage postkoloniale Touren durch Potsdam an.

Die Schwarze Diaspora Hochschulgruppe Uni Potsdam steht für eine antirassistische Bildungslandschaft, eine bewusste Auseinandersetzung mit den eigenen Privilegien und die Kritik an bestehenden Strukturen.

IMPRESSUM

Herausgeber



Carpus

Carpus e.V.

Straße der Jugend 33, 03050 Cottbus

kontakt@carpus.org / www.carpus.org

Autor*innen

Berlin Postkolonial: Christian Kopp

DRESDENpostkolonial: wegen der politischen Situation ohne Klarnamen

Leipzig postkolonial: Jochen Lingelbach

Postcolonial Potsdam: Anna von Rath

Schwarze Diaspora Hochschulgruppe Uni

Potsdam: Farai von Pentz, Sonja

Vurande, F. Angelo Camufingo,

Einleitung: Uwe Berger, Magdalena

Freudenschuß, Christian Kopp

Globales (Geschichts-)Lernen:

Magdalena Freudenschuß

Redaktion

Adina Hammoud, Christian Kopp,

Magdalena Freudenschuß, Uwe Berger

Gestaltung

Barbara Mugalu

Druck

Die Umweltdruckerei

(auf 100 % Recyclingpapier)

1. Auflage, 2017



ISBN 978-3-00-059114-3

Bildnachweis

- Titel Dirk Stegemann, 2017
- S. 4 Paul H. Kuntze (aus: Das neue Volksbuch der Kolonien, Georg Dollheimer Verlag 1942)
- S. 5 Joachim Zeller, 2010
- S. 6 Paul Carl Leygebe, 1710
- S. 7 Oliver Feldhaus, 2016
- S. 8 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Mohr_Historisches_Gruenes_Gewoelbe.jpg
- S. 10 Ludwig Hohlwein, 1926
- S. 12 <http://www.abcgallery.com/P/pesne/pesne13.html>
- S. 14 Berlin Postkolonial, 2017
- S. 15 Banque de la République d'Haïti, 2001
- S. 17 Foto: Steven White, Plakatentwurf: Ronald Krüger, 2009
- S. 18 Kurt Blümcke (aus: Deutsch-Ostafrikanische Ausstellung. Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung, Offizieller Führer, Leipzig 1897)
- S. 20 Heribert Pohl, 2013
- S. 22 Christel Köster, 2011

Förderhinweis

Gefördert von ENGAGEMENT GLOBAL im Auftrag des



**Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung**

Für den Inhalt dieser Publikation ist allein Carpus e.V. verantwortlich; die hier dargestellten Positionen geben nicht den Standpunkt der Engagement Global gGmbH und des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung wieder.

